

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 60 (1986)

Artikel: Drei Geschichten aus Alt-Aarau
Autor: Elsasser, Theo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-558981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Drei Geschichten aus Alt-Aarau

Eine Nachtübung mit den Hausaufgaben

Die letzten schrillen Töne der Pausenglocke verklangen, und der Unterricht konnte beginnen. Rechnen stand auf dem Stundenplan. Ich wollte der Klasse beibringen, wie die Sätzchenrechnungen (pädagogisch als angewandte Aufgaben bezeichnet) erfolgreich gelöst werden konnten. Leider fehlte in der zweithintersten Reihe Jakob, ausgerechnet heute, wo wir wieder einen Schritt weiterkommen wollten. Jakob war ein aufgewecktes Bürschlein, er konnte es aber faust dick hinter den Ohren haben. Sollte ich zuwarten und wiederholen? Nein, der Jakob war fähig, das Verpaßte im nachhinein rasch zu begreifen.

Nach altbewährter Methode erklärte ich, wie der verwirrende Text um die Zahlen auf «wichtig und unwichtig» zu reduzieren sei. Anschließend wurde an Beispielen geübt. Das Geistestraining lief in der morgendlichen Stunde bestens. Die Hände schnellten in die Höhe, und lauter richtige Antworten sprudelten dem erfreuten Lehrer entgegen. Vom Leichten zum Schwierigen ging es munter vorwärts.

Da störte unerwartet ein lautes energisches Klopfen die heilige Pädagogik. Ein unhörbar verklemmtes «Verdammi» rutschte mir über die Lippen. Ärgerlich öffnete ich die Türe zur Hälfte und ließ mir den Verdruß über die Störung anmerken. Im Gang

stand eine Frau angesehenen Standes – Figur: Helvetia der Zweifrankenstücke, Gesicht: Feldweibel vor der Kompanie beim Austeilen der Rügen zur Kantonnementsordnung. Daneben stand mit belämmelter Miene, Blick auf den Boden, geknickt wie ein junges Zweiglein, unser Jakob, dessen Platz heute morgen leer geblieben war. Offensichtlich war das ungleiche Paar im Schnellschritt zum Schulhaus geeilt, denn die pflichtbewußte Mutter pustete wie eine Dampflokomotive und berichtete aufgeregt: «Wenn Sie wüßten, was wieder Entsetzliches geschehen ist – Jakob gang ine!» Wie das wandelnde, schlechte Gewissen verschwand der Übeltäter ins Schulzimmer. «Und dabei hatten wir gestern einen so gemütlichen Abend. Urs, der ältere Bruder von Jakob, kam für einige Ferientage aus dem Institut heim, und beide durften bis zehn Uhr aufbleiben. Ja, Sie müssen Jakob auch in der Schule noch strafen!»

Was war geschehen? Nach des Festes Ende gestand Jakob seinem ältern Bruder, er hätte die Aufgaben noch nicht fertiggeschrieben. «Kein Problem», entgegnete der Ältere, «wir machen es wie im Institut nach Lichterlöschen. Wir sitzen zusammen ins Bett, legen das Oberleintuch und die Wolldecke über uns. Ich halte die Taschenlampe und das Tintenfaß (Kugelschreiber gab es damals noch nicht), du schreibst, und ich diktiere dir die Aufgaben mit dem Ergebnis. So programmiert konnte es

nicht fehlgehen. Und tatsächlich, nach einigen Minuten war die Arbeit erledigt, und der jüngere der beiden durfte einen bessern Schlaf erwarten und sagte: «Ihr lernt doch noch allerlei Brauchbares im Institut.» Damit folgte ein leichter Schlag der Freude auf das geschlossene Heft – und schon spritzte ein Tröpflein dunkler Tinte auf das Unterleintuch. «Herrgott, du bist ein Dummkopf. Was wird die Mutter sagen?» flüsterte der Ältere. Sorgfältig wurde das Tintenfaß geschlossen, abgeräumt und das Leintuch rings um den Tolgen gefaßt und zu einem kugeligen, riesigen Knoten geformt. Damit verschwanden die beiden Brüder im Badzimmer.

Mit Heißwasser, Seife und Handbürste wurde der «Tolgg» auf dem soliden Leinwandtuch bearbeitet. Leider vergeblich, nur eine leichte Bleichung war zu erwirken. Hier mußte der Bimsstein helfen, der stets neben der Seifenschale lag, damit Jakob und Urs mit saubern Fingern an den Tisch kamen. Tatsächlich, der Fleck verschwand, aber dazu auch ein Stücklein Leintuch. Was weiß erschien, war die zweite Schicht des zusammengeknüllten Lakens. Anstelle des Tintenkleckses gähnte ein fünflibergroßes Loch im Bettuch. – Jetzt gab es nur noch eine Möglichkeit, um eine zu erwartende Strafe auf ein erträgliches Maß zu reduzieren. Nämlich ein frühmorgendliches, freiwilliges Geständnis. Aber eine Absolution gab es nicht.

Der Leser ist im Bild. Die Mutter stand immer noch zürnend vor mir und erwartete zum gähnenden Loch noch eine schulmeisterliche Zusatzstrafe. Die war aber so wenig zu erreichen, wie wenn man ein zauberhaftes Verwachsen des Loches erhofft hätte. Mir erschien die nächtliche Tragödie so humorvoll, daß ich hell auflachen mußte, daß mein Gegenüber vernichtet stammelte: «Jetzt lachen Sie noch, genau wie mein Mann!» Ich verabschiedete mich von der Treubesorgten mit einem herzlichen Händedruck und konnte dabei feststellen, daß hinter den dunklen Gewitterwolken die Sonne aufging und sich ein leichtes Lächeln auf dem sonst so sympathischen Gesicht ausbreitete.

Die bedrohten Jungfrauen

Es war zu Beginn der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Da standen eines Tages zu ungewohnter Zeit die mächtigen Wasserräder der obern Mühle still – die weil der Stadtbach ebenfalls zu ungewohnter Zeit abgestellt worden war und damit das Rauschen, Plätschern und Gurgeln im Triebwerk mitsamt dem Kollern, Rattern und Klappern in den Mahlgängen verstummte. Sollte wahr werden, was man an Biertischen und in den Bürgerstuben als letzte Neuigkeiten der kleinen Stadt besprochen hatte? Sollte tatsächlich die altherwürdige Mühle in ein Elektrizitäts-



tätswerk umgebaut werden und sollten die seit Jahrzehnten bewährten Gaslampen durch Glühbirnen ersetzt und gar die traulichen Petrollampen aus Küchen und Stuben verschwinden? Mehrmals hatte man in den letzten Tagen den Müller, Behördenmitglieder, ortsfremde Ingenieure mit Metern und Meßbändern die spätgotische, stattliche Mühle von unten nach oben und von hinten nach vorn durchstöbern sehen. Unter der Bürgerschaft waren die Meinungen geteilt. Die Fortschrittlichen waren für den Bau einer sogenannten Lichtzentrale begeistert, die andern – sei es aus Gleichgültigkeit oder aus dem Unwillen gegen die sich allgemein vordrängende Modernisierung des täglichen Lebens – konnten sich für das neue Wunderding nicht erwärmen.

Als schließlich bekannt wurde, daß die elektrische Kraft zu den zukünftigen Lichtquellen mit geladenen Kupferdrähten über die Dächer der Stadt geleitet werden sollte, ja zu jeder Straßenlampe zwei Drähte – die übrigens Funken speien konnten –, stieg das Mißtrauen täglich höher. Zum Glück gab es damals noch keine Massenmedien, die täglich den Teufel an die Wand malen, jeden möglichen Kurzschluß zu einem Stadtbrand aufbauen und die Bevölkerung in Angst und Panik bringen konnten.

Nun lebten am andern Ende derselben Gasse, wo die Mühle stand, zurückgezogen, in stiller Gemeinschaft mit einem Dutzend Katzen, zwei ältere Jungfrauen. Von ihrem verstorbenen Vater, einem anerkannten Büchsenmacher und Pulver-

händler, hatten sie Haus und Geschäft übernommen, das ihnen ein bescheidenes Einkommen sicherte. In echter Sorge besprachen sie tagelang die kommende Gefahr und beratschlagten mit vertrauten Nachbarn, was zu unternehmen sei. Denn, ausgerechnet auf dem Dach ihres Eckhauses war ein «Glögglibock» als Verteiler mit zahlreichen Kupferdrähten vorgesehen, die den Strom nach allen Himmelsrichtungen führen sollten. Da konnte nur mit einer Beschwerde an die hochgeachteten Herren Stadträte, so bezeichnete man damals in gebührender Weise die Behörde, das nahende Unglück abgewendet werden. – Erstens wies man auf die Katzen hin, die bei ihren Spaziergängen über Dächer und Giebel, durch Kammern und Estriche stets vom lauernden Tod bedroht seien. Zweitens aber befand sich im Keller das offizielle Pulvermagazin! Somit könne bei einem immerhin möglichen Kurzschluß das ganze Haus in die Luft fliegen. «Damit», schloß der Brief, «sehr verehrte Herren Stadträte, werden Sie sicher selber einsehen, daß dieser Bock auf unserem Dache eine ständige Gefahr für uns zwei Schwestern bedeutet.» Nach heiterem Lachen soll der Stadtschreiber protokolliert haben: «Es ist der Bock auf das gegenüberliegende Eckhaus zu stellen.»

Die hübsche Lehrerin

In der kleinen Stadt wirkte einst eine Lehrerin, sie war von erhabener Gestalt und schön von Angesicht, allgemein anerkannt, geachtet und verehrt – sogar von ihren Kolleginnen. Mit Frohmut nahm sie das Leben von der heitern Seite, verstand sich zu kleiden, war mit der Mode à jour – nicht zu viel und nicht zu wenig. Am Maienzug auf dem langen Marsch durch die im Festschmuck prangenden und von Glockengeläute erfüllten Gassen brillierte sie mit ihrer Mädchenklasse vor Zuschauern und Behörden. Eine wahre Augenweide, welche die Herzen mancher Junggesellen und wohlbestallter Ehemänner für einige Takte schneller und stärker schlagen ließ. – Der Stadt Frauen und Töchter warteten jeweilen mit der endgültigen Gestaltung ihrer sommerlichen Feriengarderobe meist, bis das Jugendfest vorbei war. Denn die elegante Lehrgotte bestimmte, ohne es selbst zu ahnen, was diesen Sommer schicklich und tragbar war. Sie wußte, wie lange die Röcke, wie viele Maschen und Schlaufen daran anzubringen, wie tief das Décolleté und wie breit der Rand der sömmerlichen Kopfbedeckung erlaubt sei. Die Pflichterfüllung unserer lebenslustigen, aber doch ein wenig distanziert wirkenden Jungfer, blieb immerdar gleich vorbildlich. Allein die Korrekturarbeiten und Vorbereitungen für den Unterricht, die sie in jungen

Jahren nach Schulschluß erledigt hatte, verlegte sie mit zunehmendem Alter in die frühesten Morgenstunden, um sich nach des Tages Arbeit an abendlichen Spaziergängen am Fluß oder durch die Gartenstadt zu erbauen. Diese Umstellung in ihrem Arbeitsrhythmus begründete sie im kollegialen Pausengespräch – morgens habe sie einen klareren Kopf und es entschlüpften ihr weniger Fehler, als nach

dem nervenaufreibenden Schulbetrieb. Diese Änderung im Tagewerk führte einige Wochen nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zu einem heitern Erlebnis, das unsere Lehrerin bis an ihr Lebensende erfreute und das sie oft und gerne erzählte.

Mit der Mobilisation hatte sich im Betrieb des weitläufigen Schulhauses manches geändert. Beinahe sämtliche Lehrer, vom



Auszügler bis zum Landsturmsoldaten, waren zum Grenzdienst eingerückt. Verwaiste Klassen wurden zusammengelegt und von Lehrerinnen, Seminaristinnen und pensionierten Lehrkräften übernommen. Der Großteil der Schulzimmer war ausgeräumt und das Schulhaus zum Sitz eines Divisionskommandos erhoben worden. Geheimnisvoll, fast ein wenig Schauer und Ehrfurcht erregende Stille herrschte jetzt in den pädagogischen Hallen. Einzig die Schritte der vor dem Gebäude patrouillierenden Wachen drangen in die Zimmer. Dazu knallten gelegentlich die Absätze der strammstehenden Innenwachen, gefolgt vom Stakkato eines eidgenössischen Gewehrgriffs, dessen Echo den Wänden und Treppen entlang zackte. Dies geschah jedesmal, wenn Offiziere mit grimmen Gesichtern und zielstrebigem Schritten dem Ausgang, einem andern Büro oder dem «Häuschen» zustrebten. Nur in einem Gebäudeteil war noch Raum für wenige Schulklassen geblieben, die einen einzigen der zahlreichen Aus-

gänge benutzen durften. Zivilisten war der Zutritt zum Schulhaus und Divisionskommando streng verboten, es sei denn, sie wußten das Paßwort den Wachen zu melden.

Nun nach Wochen, als die ersten Blätter fielen und die Tage merklich kürzer wurden, schritt unsere Lehrerin eines frühen Morgens leichten Fußes zur Arbeit. Die langen Gangfluchten lagen noch in dunklem Dämmergrau. Hinter der Lehrerin drückte der Schließer die schwere Schulaustüre ins Schloß und schreckte den wacheschiebenden, angegrauten Landsturmsoldaten auf. – Vor seinen Augen stand die charmante Frau und sprach bestimmt und deutlich das Paßwort: «General». Überraschung und Erscheinung mochten im halbwachen Gehirnkasten des Wachsoldaten schlecht geschaltet haben. Er stotterte: «Jä – Frau General! Denn dörfe si inne.» Erheitert schritt die «Generalin» an ihr Pult, griff schwungvoll zum Rotstift und begann den Kampf für Stil und Rechtschreibung.